

RUGWIRO. Manchmal blickt Liliane, 20 Jahre ist sie alt, an sich herunter und schaut den stämmigen Körper an. Die großen Oberschenkel, die breiten Hüften, den Bauch. In ihrer Familie sind sie alle von zierlicher Statur. Nur sie nicht. Sie weiß, dass sie das von ihm hat. Sie weiß nicht, ob auch ihre Mutter an ihn denkt, wenn sie die Tochter ansieht.

Wenn Brigitte ihre Tochter ansieht, dann sieht sie nicht den Vater. Aber sie sieht das durchlebte Leid, des Kindes wegen. Die Ausgrenzung, die Sprüche, die Zukunft, und wie sie hätte sein können. Der Anblick ihrer Tochter macht sie traurig.

Vielleicht ist es deshalb so still auf dem kleinen Hinterhof im ruandischen Dorf Rugwiro. Keine fünf Schritte trennen Mutter und Tochter, doch über Stunden reden sie kein Wort. Während Liliane kocht, setzt sich Brigitte auf die kleine Mauer vor dem Haus, der Blick geht ins Leere. Liliane schaut zu ihr, scheint einen Moment zu überlegen, ob sie sie ansprechen soll, verteilt dann das Essen auf zwei Teller und geht ins Haus.

Das Messer im Busch

Die Stille, die gab es schon immer. Aber erst an einem Tag im Jahr 2008 hat Liliane verstanden, warum. Damals ist sie 13 Jahre alt, und die Nachbarkinder rufen ihr etwas zu. Sie macht auf dem Absatz kehrt und läuft zu ihrem Lehmhaus. Auf dem Bett sitzt Brigitte. „Mama, die Nachbarn sagen, ich sei ein uneheliches Kind“, sagt Liliane. „Was ist das? Mama, sie sagen, du seist vergewaltigt worden. Was heißt das?“

Brigitte herrscht sie an, doch Liliane beharrt auf Antworten. Brigitte hat noch nie darüber gesprochen. Es war schlicht allen klar, was passiert war, als die damals 16-Jährige nach dem Genozid verstört wieder auftauchte. Wer hält sich mit Details auf in einer Zeit, in der Traumata zur Normalität werden?

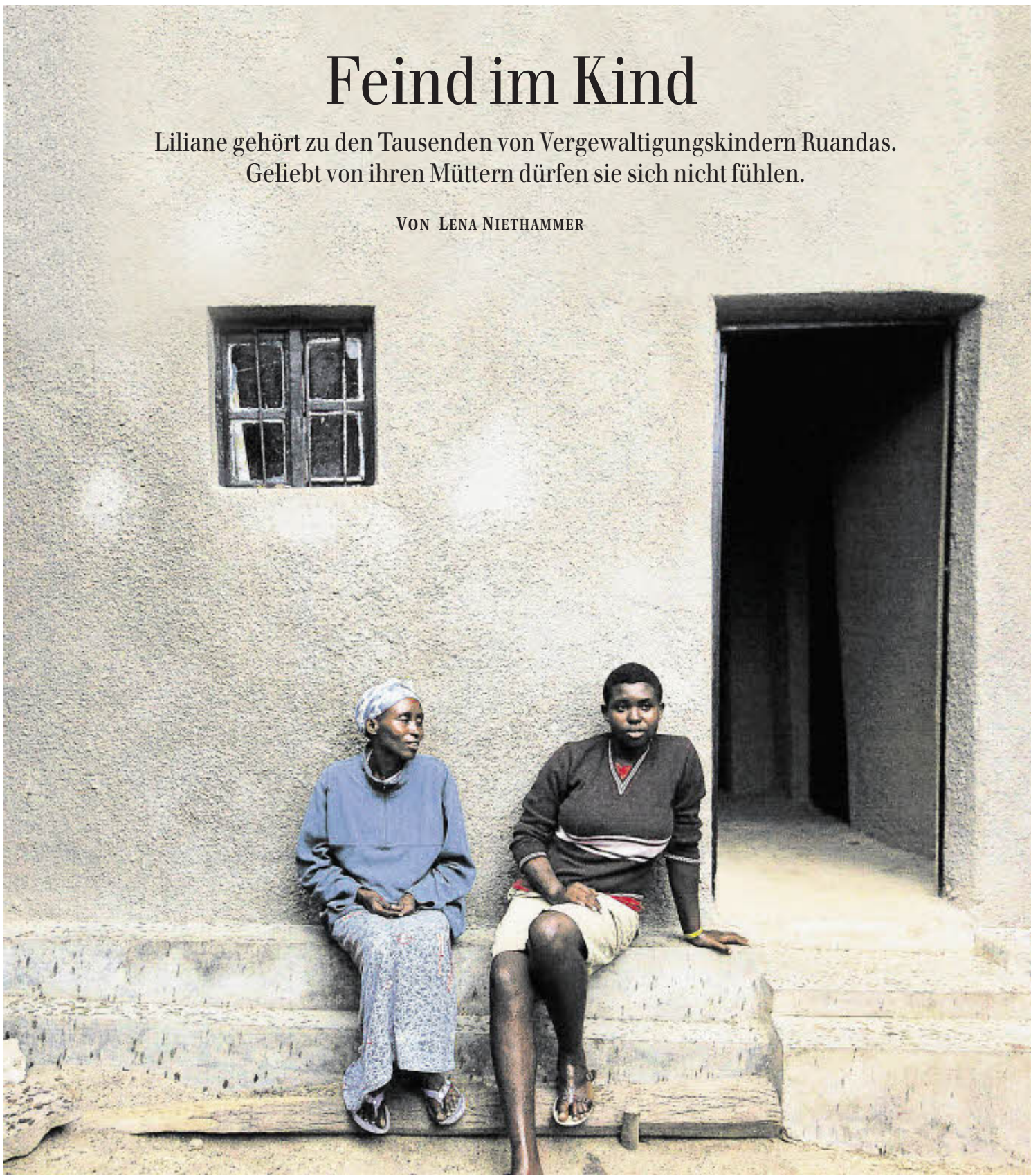
Liliane fragte schon als Kind nach ihrem Vater. Brigitte redete sich heraus, erzählte ihr mal, dass ihr Großvater ihr Vater sei, mal, dass er tot sei, dann wiederum lachte sie die Tochter aus oder drehte sich weg. Doch in jenem Moment, als sie auf dem Bett sitzt, weiß Brigitte, dass sich Liliane nicht wieder abspenst lässt. Nach zwei Tagen beginnt sie zu erzählen.

Es war im April 1994, als in Ruanda die Hutu, eine ethnische Gruppe, die Tutsi jagten. In hundert Tagen ermordeten sie 800 000 Menschen. „Kakerlaken“ nannten sie die anderen. Bäume, die es zu fällen galt. Schlangen, Affen, Ungeziefer.

Brigitte, 16 Jahre alt und Tutsi, war mit ihrem Großvater und einer Schwester daheim, als sich die Milizen dem Dorf näherten. Sie faltete gerade die Hände zum Tischgebet, da hörte sie die Stimmen. Großvater nahm einen Stuhl und setzte sich in den Hauseingang, die Mädchen links und rechts an seiner Seite. Brigitte sah noch, wie ein Mann auf ihren Großvater zuing, wie der Großvater auf die Knie sank und Blut aus seinem Bauch floss. Dann wurde ihre Schwester weggezerrt.

Brigitte blieb bei dem Mann, der ihren Großvater erstochen hatte. Er zog sie in einen Busch und nahm das mit Blut bedeckte Messer, um ihr Kleid und Unterwäsche aufzuschneiden. Es war ihr erstes Mal.

Liliane wird unruhig, als sie ihrer Mutter zuhört. Sie verlässt wortlos den Raum. In ihrem Kopf nur Fragen: Was, wenn Mama stirbt? Wenn sie heiratet? Wenn der neue Mann mich nicht akzeptiert? Was, wenn alle herausfinden, wer ich wirklich bin?



Das Schweigen wird immer bleiben zwischen ihnen: Brigitte (l.) und Liliane.

Du bist nicht allein, sagt sie sich zur Beruhigung. In Ruanda wird die Zahl der durch sexuelle Gewalt gezeugten Kinder zur Zeit des Völkermordes auf 2 000 bis 5 000 geschätzt. Liliane weiß das aus der Schule. Du bist nicht allein.

Ein Kind, das erfährt, dass es nur lebt, weil die Mutter vergewaltigt wurde, bleibt nicht das Kind, das es war. Die Wissenschaftlerinnen Zala Volcic und Karmen Erjavec haben 2010 in einer Studie 19 Mädchen aus Bosnien und Herzegowina, alle durch sexuelle Gewalt im Krieg gezeugt, interviewt und ihre Beschreibungen nach wiederkehrenden Mustern analysiert. Die Mädchen ließen sich in drei Gruppen einteilen: Die erste identifiziert sich mit dem Begriff der „Zielscheibe“. Sie fühlt sich stigmatisiert, ist oft Opfer von Diskriminierungen durch Familie und Bekannte. Die Mädchen der zweiten Gruppe begreifen sich als Krebs der Gesellschaft; im Gegensatz zur ersten Gruppe sind sie es, die sich als abnormal empfinden – nicht die anderen. Selbsthass und Schuld zermürben sie. Nur die Mädchen der



Zwischen April und Juni 1994 sollen 250 000 bis 500 000 Frauen und Mädchen in Ruanda vergewaltigt worden sein, schätzt Unicef. Dabei seien 2 000 bis 5 000 Kinder gezeugt worden. Die britische Hilfsorganisation Survivors Fund geht hingegen von einer viel höheren Zahl, 20 000, aus.

Die ethnische Zugehörigkeit richtet sich in Ruanda nach dem Vater, deshalb nennen die überlebenden Tutsi diese Kinder „Interahamwe“, nach der Interahamwe-Miliz der Hutu-Extremisten. Oder gering-schätzt „Ikinyendaro“ – das Kind, das im Busch geboren wurde.

dritten Gruppe sehen in ihrem Leben einen Sinn. Sie wollen Friedens-kämpfer sein. Weil sie von beiden Ethnien abstammen, empfinden sie sich als personifizierte Überwindung des Krieges. Die Mädchen verehren ihre Mütter wie Idole, als starke Frauen, die den Krieg hinter sich gelassen haben.

Liliane versucht, die Gedanken an den Vater zu verdrängen. Wie die Mädchen der dritten Gruppe widmet sie inzwischen alle Aufmerksamkeit der Mutter. Sie versteht endlich, warum Brigitte oft traurig ist. Sie wisse, sagt sie heute, dass viele Kinder, die wie sie seien, abgetrieben, abgegeben oder getötet werden. Ihre Mutter habe das nicht getan. Sie habe sie, ihr Kind, bekommen. Liliane lächelt. „Das ist doch ein Beweis, dass sie mich liebt, oder?“

Brigitte zögert lange, wenn man sie fragt, ob sie ihre Tochter liebt. Sie will ihre Worte nicht zu harsch klingen lassen. „Die anderen glauben, ich hasse Liliane“, sagt sie. „Das stimmt nicht. Aber lieben? Ich wurde doch selbst nie geliebt, wie soll ich nun dieses Kind lieben?“

Nach der Geburt sah sie das Kind mit Befremden, ließ es vor Hunger schreien, wollte es nicht berühren. Brigittes Mutter musste ihr die Bluse runterreißen, Brigittes linke Brust in die eine Hand, das Baby in die andere nehmen, damit es trinken konnte.

„Dass Brigitte ihre Tochter wie einen Fremdkörper behandelt, kann das Symptom einer posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) sein“, sagt Philipp Kuwert, Psychiater an der Uni Greifswald und Mitglied einer Forschergruppe über sexuelle Gewalt im Krieg. Depressionen, Gefühlstauheit, Flashbacks, aber auch die Angst, über das traumatische Ereignis zu sprechen, seien typisch dafür, sagt er.

Etwa die Hälfte aller vergewaltigter Frauen leidet unter PTBS, kein anderes Trauma ist so krankheitsverursachend. Während des ersten Jahres danach liegen die Chancen, dass die Symptome zurückgehen, noch hoch. „Es ist die Zeit des Selbstheilungsprozesses“, sagt Kuwert. Aber für eine Frau wie Brigitte, die sich keine Therapie leisten kann, ist eine Besserung unwahrscheinlich.

Mit dem Heranwachsen zeigt Liliane Ähnlichkeiten mit den Mädchen aus der zweiten Gruppe. Sie fühlt sich anders als die Kinder im Dorf, findet keine Vertrauten, wird auch mit ihrer Mutter nie wieder darüber reden können. Als sie hört, dass Verwandte sie „Ikinyendaro“ nennen – das Kind, das im Busch geboren wurde –, denkt sie: Die haben recht.

Vor einem Jahr wacht Liliane in der Psychiatrie auf. Die Ärztin erzählt ihr, man habe sie bewusstlos auf der Toilette gefunden. Die Ärztin sagt: Als du aufgewacht bist, hast du angefangen zu schreien. Du hast auf deine Mutter, Brigitte, eingeschlagen. Dann bist du weggerannt.

Nyamdinea, die Ärztin, ist eine rundliche, 36-jährige Frau, die viel lacht und Liliane manchmal im Vorbeigehen über den Kopf streicht. Ihr erzählt Liliane von ihrem Vater.

Nyamdinea fragt Liliane, was sie ihm sagen würde, wenn er vor ihrer Tür stünde. Und Liliane antwortet, dass sie – erstens – fragen würde, warum er Mama diese schlimmen Dinge antat. Zweitens: Wie er Menschen töten konnte. Und zuletzt, ob er sich erst jetzt daran erinnert, dass sie, seine Tochter, existiert.

Nyamdinea weint. Sie sei der erste Fall dieser Art, den sie kennenlerne, sagt sie, als Liliane sie irritiert mustert. „Was du erlebt hast, mein Kind, das ist furchtbar.“

Wer nicht über sein Trauma redet, sagt der Psychiater Philipp Kuwert, weiß meist gar nicht, dass er eine Berechtigung hat zu leiden. „Die Anerkennung des Leids durch Dritte, wie Liliane sie hier durch Nyamdinea erfahren hat, ist ein wichtiger Schritt.“

Einige Monate verbringt Liliane in der Klinik; dann sitzt sie wieder in ihrem Dorf am Kopfende eines langen Tisches in der Kirche. Sie ringt sich zu einem schüchternen Lächeln durch, als sie sagt: „Seit jenem Tag mit Nyamdinea ist die Belastung weg.“ Sie nickt bekräftigend und sagt, dass sie nun nicht mehr über die Vergangenheit reden wolle und meint damit eigentlich ihren Vater.

In zwei Jahren, wenn sie ihren Schulabschluss hat, will Liliane weggehen aus Rugwiro. Sie möchte in Tansania arbeiten, wo Ethnien keine Rolle spielen. Am liebsten in der Tourismusbranche, damit all die fremden Menschen durch sie ein anderes Bild Ruandas bekommen können.

Irgendwann will sie anschließend wieder heimkommen zu ihrer Mutter, sagt Liliane. Dann werden sie die ganze Familie einladen, es wird gute Gespräche und Unmengen an Essen geben. Und sie wird ihrer Mutter etwas schenken: etwas so Besonderes, dass sie endlich sagt, sie habe eine ehrenhafte Tochter geboren.

Am folgenden Vormittag nimmt Brigitte, ihre Mutter, am selben langen Tisch in der Dorfkirche Platz. „Zurzeit sitze ich nur da und versuche zu vergessen. Ich sehe, dass sie mich braucht, aber ich schaffe es nicht, auf ihre Bedürfnisse zu antworten“, sagt sie. „Alles, was ich für sie empfinden kann, ist Mitleid.“ Irgendwann wolle sie mit Liliane beisammensitzen und endlich reden. Über den ganzen Weg, die Armut, die Probleme, über die Liebe, die fehlt.

Liliane kommt nach der Schule an der Kirche vorbei, um ihre Mutter abzuholen. Ohne sich angeschaut zu haben, verlassen Mutter und Tochter den Raum. Sie gehen durch das rostige Metalltor auf die Straße, die Ältere mit leichtem und doch schlurfendem Schritt, die Jüngere etwas stampfend. Wieder wirft Liliane ihrer Mutter einen verstohlenen Blick zu – als überlege sie, sie anzusprechen. Wieder entscheidet sie sich dagegen.

Schwere Schlappe

Vertrauensverlust und Imageproblem: Hillary Clinton verliert in der zweiten Runde der Vorwahlen deutlich gegen Bernie Sanders

VON DAMIR FRAS

MANCHESTER. In der Stunde der Niederlage klingt sie fast wie ihr Konkurrent. Als Hillary Clinton vor ihren Anhängern zu erklären versucht, warum sie die Vorwahl im US-Bundesstaat New Hampshire gegen Außenseiter Bernie Sanders verloren hat, kommt sie schnell auf Big Money zu sprechen, wie die Amerikaner sagen. Sie wettet und poltert gegen den Einfluss der dicken Geldbeutel auf die Politik. Besser hätte es Sanders auch nicht sagen können, er hat schon viel länger als Clinton das Großkapital im Visier. Die Ex-Außenministerin kommt zu spät mit diesem Thema, New Hampshire ist für sie längst verloren. Neben ihr stehen Ehemann Bill und Tochter Chelsea. Beide lächeln etwas verkniffen.

Es ist eine gewaltige Klatsche, die Hillary Clinton an diesem Abend im verschneiten Neuengland-Staat New Hampshire hinnehmen muss. Ihr ist zwar eine Niederlage vorhergesagt worden, doch sie fiel sehr viel

deutlicher aus, als von ihren Beratern befürchtet: Sanders bekam 60 Prozent der Stimmen, Clinton nur 38 Prozent. Bei den Republikanern darf Trump triumphieren: Mit 38 Prozent liegt er weit vor John Kasich mit 16 und Ted Cruz mit zwölf Prozent, seine Strategie scheint mal wieder aufzugehen.

Das kann man von Hillary Clinton nicht behaupten. Sie hat angekündigt, ihre Wahlkampfmaschine neu justieren zu müssen – doch vor allem muss die 68-Jährige nun um Wählergruppen werben, von denen es noch vor Monaten hieß, sie seien im Clinton-Lager verankert: junge Leute, Frauen und jene Menschen, die nicht parteigegeben sind.

In New Hampshire sind sie scharenweise zu Sanders übergelaufen. Der weißhaarige 74-Jährige ist der Überraschungskandidat der Demokraten – und gewissermaßen der Obama dieses Wahlkampfes. Er wirbt für Umverteilung, will den Großbanken an den Kragen, verspricht eine kostenlose Universitätsausbildung. Das kommt offenbar gut an in der verunsicherten US-Mittelschicht.



Untergebuttert von der Konkurrenz: Hillary Clinton in New Hampshire.

Seine Wähler sehen es Sanders auch nach, dass er, ähnlich wie Clinton, seit Jahrzehnten integraler Bestandteil des ihnen verhassten Washingtoner Politikbetriebs ist. Wird in Umfragen nach der Vertrauenswürdigkeit der demokratischen Kandidaten gefragt, liegt Sanders regelmäßig weit vor Clinton. Der demokratische Sozialist hat sich einen Ruf als unabhängiger und unbestechlicher Anwalt der kleinen Leute erworben. Clinton dagegen kämpft mit den Folgen einer E-Mail-Affäre, die vom FBI untersucht wird, und hat es bislang noch nicht vermocht, ihre Botschaft zu vermitteln.

Fast trotzigt sagt die Kandidatin in der Stunde der Niederlage, nur sie werde es schaffen, realistische Veränderungen herbeizuführen. „Ich werde härter als jeder andere dafür arbeiten, tatsächlichen Wandel herbeizuführen und euer Leben besser zu machen“, ruft sie ihren Anhängern zu. Ihre Stimme überschlägt sich dabei fast.

Bislang sprechen die Umfragen in anderen Bundesstaaten für Hillary Clinton.

Demnächst sind Vorwahlen in Nevada und South Carolina. Dort leben deutlich mehr Latinos beziehungsweise Afroamerikaner als im überwiegend weißen New Hampshire. Und diese Minderheiten, so glaubt das Wahlkampfteam Clintons, seien ihrer Chefin deutlich mehr zugeneigt als dem Außenseiter Sanders, der in Wirklichkeit aber seit dem Wahlabend von New Hampshire kein Außenseiter mehr ist.

Bernie Sanders wird sich ohnehin so schnell nicht geschlagen geben, und je länger er im Rennen bleibt, desto peinlicher wird es für die immer noch haushohe Favoritin Clinton. Gleich am Mittwochmorgen hat sich Sanders mit dem bekannten afro-amerikanischen Bürgerrechtler Al Sharpton zum Frühstück in Harlem getroffen. In Sylvia's Restaurant wird Soul Food serviert – Gerichte, die die Seele wärmen. Sanders, davon darf man ausgehen, wird allerdings vor allem an Tipps interessiert gewesen sein, wie er Hillary Clinton die Stimmen der Minderheiten abjagen kann.